

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Sängerkrieg in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1882**

XVIII. Aus späteren Tagen

## XVIII.

Aus späteren Tagen.

So wäre denn das schlachtenreiche Jahr Vierundvierzig überstanden und zu Ende. Wir wollen nun die andern alle, „so viele dem tiefen Verderben entronnen,“\* ihrem Schicksale überlassen, d. h. nicht weiter von ihnen reden, und nur die beiden Freunde, die uns am nächsten stehen, auf ihrem Lebensgange noch etwas länger verfolgen, zunächst unsern Dr. F. Streiter, freilich nur um zu erwähnen, daß der Wanderzug in den kommenden Jahren ihn abermals erfaßte, daß er seinem Vaterlande wiederum Ballet sagen und anderswo seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Auch zu diesem Nachtrage bewegen uns übrigens nur zwei, in dem Streiter'schen Brieffschatz vorgefundene Episteln, welche ganz anmuthig über jenes Vorhaben sprechen und daher hier mitgetheilt werden sollen.

Streiter hatte nämlich seine Absicht auch einigen Freunden und zwar namentlich dem Herrn von Kern und dem Kollegialpräsidenten von Gummer in Roveredo mitgetheilt, welche ihm dann ihre Meinung unverhohlen ließen, und zwar sprach Herr von Kern,

---

\* "Ενθ' ἄλλοι μὲν πάντες, ὅσοι φύγον αἰπὸν ὕλεθρον,  
οἴκοι ἔσαν, πόλεμόν τε πεφραγότες ἤδ' ἠάλασσαν κτλ.

Odyssea 1. 11. 12.

Innsbruck, am 11. Mai 1846:

„Ihr Tusculum ist ein beneidenswerther Anstz, wo die Geister aller Nationen sich in tiefer Stille aneinander reihen und in schönen Schränken abwarten, bis sie der Besitzer zur Mittheilung ruft. Die liebliche Umgebung, so sorgsam gepflegt, erhöht den Gedankenflug und erleichtert das Herz nach den Mühen des Tages. Da schwebt ein Gewühl von guten Feen, den heitern Besitzer in seiner Thätigkeit zu bedienen, und der Frohsinn des Lebens erhöht die Kraft des Wirkens. Von so süßer Gewohnheit des Lebens kann man gar nicht scheiden!“

Im Jahre 1849, wo die agrikolen und klerikalen Lands- und Nachbarsleute dem Einsiedler von Baiersberg das Leben schon etwas sauer zu machen wußten, schrieb der genannte Herr von Gummer, ein sehr tüchtiger, freisinniger, angesehener Richtersmann, den bald darauf das Ministerium Bach wegen Unliebsamkeit in den Ruhestand versetzte, aus

Robredo am 10. Februar:

„Bei uns wird es immer unruhiger. Die Mauerinschriften: Evviva Roma, l'Italia, la Costituente! und entsprechendes Geschrei und Gesang auf der Straße nehmen immer zu. In Mori wurde gar ein Freiheitsbaum aufgestellt und solcher Unfug verführt, daß eine Kompagnie Jäger dort eingelegt werden mußte. Häufig werden Soldaten auf der Straße insultirt und gestern erhielt ich einen Drohbrief mit den trivialsten Schimpfreden und einem Gedicht, welches lautet:

Al fratello tirolese tedesco un fratello tirolese italiano.

È vano il tuo sforzo, il tuo dire è vano!  
 Non fia che al Tedesco porgiamo la mano;  
 Non fia che fratello ti ci oda chiamar.  
 Noi siamo Italiani, Italiani noi siamo —  
 Il vile Tedesco noi tutti abborriamo —  
 Noi tutti gridiamo: fratello non è!  
 E tu puoi cessare dai stolti raggiri;  
 Tu stesso conosci li nostri desiri,  
 Del popolo tutto t'è noto il pensier. —  
 T'invola, o Tedesco, da queste regioni!  
 La terra, che calchi, non è per gli spioni;  
 Non puoi più restare sull'italo suol.  
 T'invola à gran passi; la vita del vile  
 È appesa ad un filo sottile, sottile —  
 Guai, guai, se costretti lo siamo à tagliar!

Was glauben Sie, ob Ihre Existenz in Bozen oder die meine in Roveredo angenehmer sei? Sie sind ein freier, unabhängiger Mann mit schöner Heimat, Haus und Hof und ehrenhafter Lebensbeschäftigung. Das Reich der Kunst, Wissenschaft und Philosophie steht Ihnen offen; Sie sind ein König in dem Reich der Schöpfung. Und Sie sind unzufrieden und wollen Ihr Vaterland verlassen? — Warum? Sie beneidenswerther Mann! Könnte ich mit Ihnen tauschen! Wie gerne zöge ich mich in das Asyl meines eigenen Gemüths zurück, ließe die Menschen Thoren sein und genöÙe meine Freiheit. Was verzagen Sie über Ihr Vaterland? Wohl ist es in Vorurtheilen noch befangen; die werden aber schwinden, wenn die Zeit reif wird — sie steht niemals stille. Bis dahin Geduld und

redliches Bestreben und Selbstgenügsamkeit! — so retten wir uns wenigstens den Herzensfrieden!“

Auch im Jahre 1851 meinte Streiter wieder sein Vaterhaus und seine Heimath verlassen und die Redaktion der Linzer Zeitung übernehmen zu sollen. Damals schrieb ihm, als der Vorsatz wieder aufgegeben war, der Fragmentist von München am 1. Oktober:

„Danken Sie ja täglich zuerst allen Göttern und dann der klugen Frau, die Ihrem Hause soviel Segen bringt, daß Sie heute auf dem romantischen Paierberg als freier und geehrter Mann und nicht als Knecht zu Linz an der Donau sitzen. Vale.“

Josef Streiter ist übrigens, in unserer Erzählung, die eigentlich mit dem Jahre 1844 zu Ende geht, in so ferne nicht zu voller Geltung gekommen, als die wichtigeren Jahre seines Lebens über jene Zeiten unbedingt hinausfallen. Es sei hier nur seiner mehrjährigen, auch diesseits der Alpen viel besprochenen Thätigkeit im tirolischen Landtag gedacht, einer ganz vorsichtigen und rücksichtsvollen Gesellschaft, der er durch seine muthige Offenherzigkeit gewaltig imponirte. Eine sehr gute Uebersicht seines nachmärzlichen Lebens gibt C. von Wurzbach in seinem Biographischen Lexikon.

Wir gehen nun zu unserem Beda Weber über und bemerken, daß sich der ritterliche Flüchtling von Kaltern damals noch immer nicht in Christi Wunden zurückziehen wollte, sondern als anonymes „Strauchdieb und Buschklepper“ noch Jahre lang durch die Spalten der Post-

zeitung polterte. Ich weiß nicht mehr, wie viele oder wie wenige seiner Artikel ich damals gelesen, jedenfalls habe ich die Nummern nicht zurückgelegt und ihren Inhalt vollkommen vergessen.

Mit diesem großen Manne hatte ich nun lange nichts mehr zu schaffen. Ich war im März 1845 als Rechtsanwält in München bestellt worden, hatte aber die nächste Zeit viel weniger mit Prozessen, als mit der Fertigstellung und der Korrektur der Drei Sommer in Tirol zu thun, welche damals in Augsburg gedruckt wurden. Erst im dritten Jahre mußte ich mich wieder gegen meinen streitbaren Gegner zum Kampfe rüsten. Zwar streifte er auch im Juni des genannten Jahres meine Kreise, doch ebenso vorübergehend als unschädlich und hängt dies so zusammen:

Erzherzog Johann war in jenem Sommer wieder ins Land gekommen und mit Frau und Sohn als Hausfreund von Tirol überall mit großem Jubel aufgenommen worden. Streiter schrieb nun damals an die Allgemeine Zeitung und schilderte diese schönen Tage, namentlich die von Lentner geleiteten Feste. Gustav Kolb brachte den Artikel am 5. Juni, fand aber für gut, ihm eine Note anzuhängen, welche dem Sänger am Passerstrande einen fühlbaren Hieb erteilte, weil er in der Postzeitung gerade wieder irgend einen Unflat aufgetischt hatte. Er sagt da nämlich:

„Herr B. W., der mit seinem Namen besser Berstedens spielen kann als mit seinem Stil, sprach neulich in einem benachbarten Blatte von Ausfällen in der

Allgemeinen Zeitung gegen Erzherzog Johann. Der arme Mann verwechselte da in seiner Bescheidenheit seine eigene werthe Person mit dem Namen des Fürsten, der in Deutschland nirgends anders als mit dem Ausdruck herzlicher Hochachtung genannt wird.“

Beda Weber trat nun dagegen in der Allgemeinen Zeitung vom 17. Juni mit einer von ihm unterzeichneten Erklärung auf, die aber ihrer Länge halber hier nicht vollständig wiedergegeben werden kann. „Ungenannte Begeherer,“ schreibt er, der doch bis dahin alle seine Artikel abgeläugnet hatte, „wären sie selbst Landsleute und Nachbarn, verdienen keine Rücksicht. Die Neigung, mich in meinem Stil überall am ungehörigen Orte zu finden, ist zu unschuldig, als daß darüber ein Wort zu verlieren wäre“ u. s. w.

G. Kolb setzte nun dieser Erklärung abermals eine Note bei und sagte:

\* „Die Anmerkung gehörte nicht dem Korrespondenten an; die Betheiligten werden antworten. R. d. N. 3.“

Diese bevorstehende Antwort trieb nun den Mystiker aus seinen Alpenschlünden heraus, denn er meinte, es könnte wieder ein Sturzbad, wie jenes vom 10. Oktober kommen. Diesem wollte er vorbeugen und so erschien er plötzlich „ehrwürdig in hoher Gestalt“ auf den breiten Gassen von München. Das Tagebuch vom 16. Juli weiß darüber folgendes zu melden:

„In den letzten Tagen ist Beda Weber hier und in Augsburg gesehen worden. Hier besuchte er Herrn Olden-

bourg (Vorstand der literarisch=artistischen Anstalt), drüben Dr. Kolb. Letzterer ist dieser Tage herübergekommen.

Hier bei Oldenbourg wars dem Wanderer angeblich um Herausgabe der tirolischen Freiheiten\* zu thun. Er will diese wirklich zusammengestellt haben und ist gejonnen, sie bei Cotta drucken zu lassen. Sie sollen aber schon im sechzehnten Monat bei der Censur in Wien liegen.

Bei Kolb trat ein stolzer Pfaffe ein, der sich als Beda Weber zu erkennen gab und von Mißverständnissen zu sprechen anhub. Kolb will ihm gleich zum Empfange über seine brutalen Artikel sehr empfindliche Sachen gesagt haben. Beda behauptete aber steif und fest, er habe sie nicht geschrieben.\*\* Es seien darin ganz allein Giovanelli'sche Interessen vertreten und daher nichts wahr-scheinlicher, als daß sie unter den Auspizien des Freiherrn entstanden seien. Kolb habe dies nicht zugegeben. Auch Dr. Steub habe in Tirol so manches gethan, was er nicht hätte thun sollen. „Der konservative Herodes“ habe den Herrn v. Giovanelli ärgern müssen; auch die Zusammenkunft, die Dr. Kolb mit Lentner und mir in Meran abgehalten, habe „bei den Konservativen“ (zu denen er sich jetzt zu rechnen schien), „unermessliches Aufsehen“ erregt. Beda's Hauptaufgabe sei sichtlich gewesen, die angedrohte Erwiderung zu hintertreiben. — — Als die Unterredung

\* Sonst ist von diesem Vorhaben nirgends die Rede.

\*\* Er wollte seine Auctorität erst im Mai 1846 zugeben. Siehe Seite 419.

zu Ende war, sagte er: Also darf ich nicht die Versicherung mitnehmen, daß die Sache beigelegt sei? worauf Kolb erwiderte, er wolle sich jedenfalls die Hände frei behalten. Im Ganzen, meinte er, sei der Pfaff ein L\*\*\*.

Seit dem Bruche hatte ich auch Beda Webers literarische Laufbahn nicht weiter verfolgt, sondern nur sein „Thal Passfeier,“ das 1852 herauskam, zur Kenntniß genommen. Nunmehr aber, seitdem ich diesen „Sängerkrieg“ begonnen, dünkte es mir doch nothwendig, auch seine übrigen, seit dem Jahre 1844 erschienenen Schriften näher anzusehen und mir ein Urtheil darüber zu bilden. Da kamen nun zuerst an die Reihe die „Blüten heiliger Liebe und Andacht. Gesammelt für Kenner und Liebhaber des innern Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze. Innsbruck 1845“ — ein ekstatischer Liebeswahnsinn in der geklümten Paradiesweise der „Berückten,“ der um so widerlicher wirkt, als diese Blüten der heiligen Liebe und Andacht des Herausgebers inneres Leben so gar nicht veredelt haben.

Nach diesem gieng ich an „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert,“ erschienen 1846 in Regensburg bei G. J. Manz. Dies ist die seltsame Historie von einer schönen, im Jahre 1603 zu Roveredo geborenen Malerstochter, die der Kapuzinerbruder Fra Tommaso von Bergamo zudringlichst zur Nonne pressen wollte. „Lebe wohl, Berückte,“ hatte er ihr, da sie seinem Anfinnen widerstand, zum Abschied zugerufen, „deine Hart-

nädigkeit will ich unter blutigen Geißelhieben an meinem Leibe büßen.“ Diese Worte stülpten ihr das jugendliche Herz um, und sie meinte die Hölle offen zu sehen, wenn dem Kapuziner sein Wunsch nicht hinaus und sie selbst nicht in ein Kloster gieng. Ihr Wille stand jetzt zwar fest, aber da ihre gebrechlichen Eltern sie im Hause nicht entbehren konnten, so mußte die Ausführung noch auf lange Zeit verschoben werden. Vorläufig sieng sie ihren weißen Rücken zu geißeln an, bis sie in Ohnmacht fiel. Herr Jesus Christus drückte ihr darüber seinen Beifall aus und die Jungfrau Maria kam jetzt fast täglich in den Heimgarten, um mit ihr zu plaudern. Ihr Leben, sagte ihr diese, sei lauter Kreuz gewesen; ihrem Sohne sei es gerade so gegangen, und sie, die himmlische Braut, dürfe also auch nicht mehr verlangen. „Es gibt kein besseres Mittel, um selig zu werden, als Kreuz und Trübsal!“ Diese Worte der Himmelskönigin wiederholte Beda Weber sehr oft, gieng ihnen aber stets aus dem Wege, da er auf erlaubte Freuden und heiteren Lebensgenuß bekanntlich viel größeren Werth legte, als auf Kreuz und Trübsal. „Leiden,“ jagte ihr auch Jesus Christus, der oft tagelang bei ihr blieb, wenn sie Trost bedurfte, „Leiden ist der Anfang und das Ende der Vollkommenheit auf Erden!“ Wie verkehrt ist doch, möchte man bei diesen Worten ausrufen, die Weisheit der heutigen Welt, welche die Leiden der Armuth, der Krankheit, die Leiden des Gemüthes zu mildern und zu heben strebt! Wäre es nicht christlicher, wenn wir die Leiden auf Erden täglich zu vermehren suchten?

Als Giovanna aus den Kinderchuhen getreten, begannen allgemach die Phantasmagorien des armen Mädchens. Sie träumte wachend und sah die sonderbarsten Erscheinungen. Jesus Christus, die Jungfrau Maria, die holdseligsten Jünglinge und alle Heiligen besuchen sie, das Jesuskindlein scherzt mit ihr — aber die innere Hitze wird darüber so groß, daß sie ganze Tage am Wassereimer liegt und ihren Durst nicht löschen kann. Sie macht an den Freitagen alle Leiden des Erlösers mit; aber während diesem die seinigen doch sicherlich sehr schmerzhaft fielen, empfindet sie aus Liebe zu ihm gewöhnlich nur einen angenehmen prickelnden Reiz, oft auch ein Meer von Süßigkeit und Entzückung, so daß man nicht recht absieht, worin diese Leiden eigentlich bestanden haben.

Nun begann Giovanna in der Kirche auch stellenweise über der Erde zu schweben, dafür aber von den Anderen für eine Heuchlerin oder gar für besessen gehalten zu werden. Die Schilderung ihrer beständig wechselnden Stimmungen füllt einen großen Theil des Buches. Bald gibt der Verfasser Auszüge aus ihren Berichten, bald lange Seiten seiner eigenen Wache, welche ganz und gar jenen süßlichen, sinnlichen Quatsch bieten, der uns sein Buch über die Reformation in Tirol so widerlich macht. Die Ueberschwänglichkeiten folgen sich jetzt in ununterbrochener Reihe. Einmal ruft Giovanna aus: „Gefällt es dir, o Gott, mich in die Hölle zu verdammen? Ich bin bereit, ewige Strafe zu erleiden, wenn ich dir damit eine Freude machen kann!“ Wie seltsam! Als ob der Antritt der

Höllensstrafe von der Bereitwilligkeit des Sünders abhänge und der liebe Gott im Himmel oben eine Freude haben könnte, wenn jener in der Hölle unten gepeinigt wird! Ein andrer Mal betet sie: „O heilige Maria, ich will das Grab deines göttlichen Sohnes sein, lege ihn in mein Herz, laß ihn ruhen in demselben! O schlage mir meine innige Bitte nicht ab, o gib mir deinen Sohn!“ Und es schien ihr dann wirklich, sie habe Jesum in sich aufgenommen; sie zerschmolz in Zärtlichkeit und Thränen über dieses unverdiente Glück und verlor sich in die süßesten Wechselgespräche mit ihrem Heilande. Nach diesen Stunden des höchsten Entzückens kamen aber auch wieder die der tiefsten Berkürzung. Sie weinte oft Tage lang fort, in der festen Ueberzeugung, alle Sünden der Welt seien nur die ihrigen. So läuft denn das „Gefühl der ewigen Auserwählung“ und das einer ungeheuren Sündenlast beständig neben einander her. Sie schwelgt bald in diesem, bald in jenem, indem sie sich bei letzterer Stimmung Schmerzen auferlegt, „die ihr lieber sind als alle Lüfte dieser Welt.“

Allmählich fieng sie auch an; sich für das Wohl ihrer Mitmenschen zu bethätigen. Sie errichtete eine Mädchenschule, der man viel Gutes nachsagte, führte die Gefallenen wieder zur Tugend zurück und nahm sich sehr lebhaft um die Dürftigen, die Kranken und die armen Hexen an. Dafür begannen aber auch schon die Wunder, freilich sehr bescheidene, zu spuken. Einmal machte die Gnadenreiche ein umgestandenes Faß Wein durch einen

Wink mit dem Finger wieder frisch, oder sie legte ein Stück Holz aus dem Sarge der heiligen Theresia in gewöhnliches Brunnenwasser und heilte damit das Fieber. Einmal war der Mehlkasten leer geworden, aber als sie nur hingieng und ihn ansprach, fand er sich wieder voll. Wie vertraut der Fuß war, auf dem sie mit Jesus Christus stand, mögen folgende Worte andeuten, die er ihr einst zuflüsterte: „Sieh', ich brenne selbst jedesmal, mich dir mitzutheilen, und je öfter ich mich dir gebe, desto mehr wächst die Begierde, mich wieder zu geben. Es geht mir, so oft du mich im Abendmahl eingenommen, wie einem heißdurstigen Wandersmann, dem man ein Tröpflein Wasser gereicht hat; er lechzt nach demselben nur desto mehr. So warte ich beständig mit verschmachtender Sehnsucht, einzugehen in dich!“

Ein andermal sagte er kosennd: „Du bist ja meine geliebte Braut! Du reichst mir ja zum Opfer den Kranz deiner Jungfräulichkeit!“ Einmal nahm sie Jesus auch in die Arme und „speiste sie mit den namenlosesten Wonnen der innigsten Liebe!“ Sehr oft fühlte sie ihn auch an ihrer linken Seite liegen.

Nachdem Giovanna nahezu das kanonische Alter erreicht hatte, stiftete sie mit mannigfachen Beisteuern zu Roveredo ein Regelhaus, in dem „kein leiser Bezug zur jammernden Erde,“ sondern nur „ein reges Leben für Jesus Christus“ walten sollte. Dabei suchte sie auch ohne Unterlaß auf den Klerus einzuwirken und ihn sittlich wie geistig zu heben. An junge Priester, die ihr ver-

dächtig vorkamen, erließ sie feurige Ermahnungen, ihre Moral zu bessern, was meist guten Erfolg hatte. Ferner trat sie als Schriftstellerin auf; sie schrieb auf Bitten ihres Beichtvaters Alles nieder, was ihr noch erinnerlich war von vergangenen Visionen, und hielt von nun an getreulich Buch über alle die täglichen Erscheinungen, über ihre Träume, Visionen und Hallucinationen. Neben anderen unbedeutenden Schriften verfaßte sie auch eine Auslegung des „Hohen Liedes,“ was bekanntlich ein sehr schwieriger Gegenstand, und erließ eine zahllose Menge Briefe, in denen wohl auch von einer Kirchenverbesserung die Rede war, welche ihr trotz des Concils von Trient noch immer sehr nothwendig schien.

Da schritt nun aber ganz unerwartet der Fürstbischof von Trient ein und ordnete eine Untersuchung an. Sofort erschien der fürstbischöfliche Groß-Inquisitor zu Roveredo und begann sein Werk; Giovanna mußte einen Eid ablegen und alle Geheimnisse ihres Lebens ohne Rückhalt offenbaren. Ihre Schriften wurden zu genauer Prüfung nach Trient gesendet und die Ordensgeistlichen sämmtlich angewiesen, ihr die Weichte zu versagen. Da durfte ihr wohl das Sprüchlein von den Freunden in der Noth einfallen. Das Volk fiel von ihr ab, schadenfrohe Feinde traten gegen sie auf; die Franziskaner, die bisher immer zu ihr gehalten, zogen sich zurück. Jesus Christus, der so oft an ihrer Seite geruht, ließ sich nicht mehr sehen und auch seine jungfräuliche Mutter stellte ihre Besuche ein. „Gott schläft,“ schrieb damals die arme Person, „ich bin allein, Niemand kommt mir zu Hilfe.“

Aber plötzlich, nachdem die Untersuchung ein langes Jahr gedauert, trat ein gründlicher Umschlag ein. Der General-Bikar, der ihr so feindselig gewesen, segnete das Zeitliche und sein Nachfolger hob Alles auf, was sie bedrängt hatte. Ihre Schriften erhielt sie mit dem Zeugnisse zurück, daß sie vollkommen rechtlehrig seien. Nun große Freude im Regelhause zu Roveredo! Glückwünsche und Beichtväter von allen Seiten; die Söhnelein des heiligen Franziskus fanden sich wieder ein, die Jesuiten hofirten der edlen Dulderin, der Fürstbischof gab ihr die besten Worte. Auch Jesus Christus und seine Mutter suchten wieder anzuknüpfen.

Giovanna hatte sich aber schon lange mit einem Kloster getragen, das sie für Clarissinnen stiften wollte, für fromme Frauen, die ihr Lebenlang nicht mehr heraus dürfen und ihre trägen Stunden fast in beständiger Betrachtung hinbringen. Am 7. August 1646 lief die päpstliche Erlaubniß ein, welche 620 fl. Kanzleitage erheischte. Als der Bau fertig stand, kamen aus dem Clarissenkloster zu Brixen zwei Lehrerinnen, zwei deutsche Frauen, welche die Ordensregel eindrillen sollten, aber dabei das junge Kloster fast ins Verderben stürzten, da sie für die ekstatischen Erscheinungen, die Giovanna nicht aufgeben wollte oder konnte, „nicht den mindesten Sinn hatten.“ Jene wurde also von den übrigen streng abgesondert und wie ein unverbesserliches Hausübel mehr geduldet als geachtet. Die anderen, die Italienerinnen, hielten zwar zu ihr, aber der Beichtvater erklärte öffentlich, sie sei vom Teufel

befessen und auf dem Wege zur Hölle, während die Lehrfrauen ihr trügerisches Spiel, ihre Verzücungen und Visionen mit der größten Strenge auszurotten beschloßen. So wurde sie denn immer erbärmllicher geplagt, verlor alles Vertrauen zu sich und dem Himmel, weinte oft wochenlang und gedachte ihre eigene Stiftung zu verlassen und wieder in die Welt zu treten. Einmal hatte sie in der Nacht auch einen Kampf mit einer Schar Teufel zu bestehen, welche sie aus dem Kloster werfen wollten und dabei grün und blau schlugen. Zu rechter Zeit erschien aber nach langer Unsichtbarkeit ihr himmlischer Bräutigam wieder, „mit feinen hochheiligen, hellstrahlenden Wunden, voll unaussprechlicher Schönheit.“ Er befahl ihr, im Kloster zu bleiben, und sie blieb.

Von nun an gewann sie auch die Zuneigung der früher so widerborstigen Lehrfrauen und lebte unbehelligt ein stilles, andächtiges Leben. Als 1655 die Drillerinnen, und zwar mit den besten Zeugnissen des Fürstbischofs und der Nonnen, sich wieder nach Brixen zurückgezogen hatten, wurde Giovanna einstimmig zur Aebtissin erwählt, was sich dann noch öfter wiederholte. Sie fand anfangs Mühe genug, ihre Schwestern wieder in ihr strengeres Geleise zu leiten, denn die beiden deutschen Frauen hatten manche Erleichterung der Regel zugelassen, auf welche die wälschen Nonnen jetzt ungern verzichteten.

Mit der Zeit begann sich Giovanna auch legislativen Arbeiten zu widmen und die strenge „Konstitution“ ihres Klosters niederzuschreiben, welche dort bis zur Auflösung

beobachtet wurde. Um sie bleibend auszuzeichnen, wollte sie der Himmel nachgerade auch mit den fünf Wunden beehren, allein es kam deren nur je eines am linken Fuße und an der rechten Hand, dagegen an der linken Seite ein breiter Schnitt zum Vorschein. Die Verehrung der Schwestern war jetzt so hoch gestiegen, daß sie auch das Blut, das sie in ihren Krankheiten auswarf, die Haare, die ihr entfielen, die Kleider, die sie abgelegt, sorgsam sammelten und aufbewahrten.

Endlich, nachdem Giovanna über fünfzig Jahre des Heilands Braut gewesen, kam auch der heißersehnte Tag der Vermählung. Es war, wie sie schreibt, am 1. Januar 1665, als ihr der himmlische Bräutigam in unbeschreiblicher Schönheit mit seiner allerliebsten Mutter und einer unzähligen Schar von Engeln und Heiligen erschien. Maria zog ihr sofort ein leuchtendes Brautkleid, weiß wie Schnee, an, ergriff ihre Hand und reichte sie dem Erlöser, welcher ihr an den Mittelfinger einen prachtvollen Ehering steckte mit den liebevollen Worten: „Ich schenke dir mein Herz; du bist unauflöslich meine Braut!“

(Da sie dies vorher schon gewesen, so ist der Sinn dieser Worte schwer zu ergründen.)

Und in der That! Als Schwester Ursula Giovannas Hand küßte, fühlte sie oben an dem Ringfinger gewisse Spitzen und Sprödigkeiten wie von Edelstein und Metall. Der Finger gab von dieser Zeit an einen lieblichen Geruch von sich. Zur Prüfung der Wahrheit suchte nun der Beichtvater an jenen einen großen Ring zu stecken, allein

dieser stieß nach dem zweiten Gliede auf unsichtbaren Widerstand und ließ sich nicht weiter hinauffchieben. Der Wohlgeruch aber gieng bald auf ihre Kleider, ihren Strohsack und anderes Geräthe über und war im ganzen Hause bemerkbar.

Die Wunder wurden in ihren späteren Jahren immer häufiger, hielten jedoch zumeist einen gewissen hausbackenen Stil ein. So gieng es mit dem Delhafen einmal gerade so, wie mit dem oben erwähnten Mehlkasten. Giovanna heilte aber auch Schlangenbiß, Wechselstieber, Gesichtzrose, einmal sogar eine ausfällige Nenne.

Giovanna suchte überdies für Bildung und Unterricht möglichst segensreich zu wirken. Da sich jedoch in Wälschtirol damals noch keine weltlichen Schulmeister fanden, so gedachte sie in jedem größeren Orte ein Franziskaner-Kloster zu errichten. Dieses Ideal war zwar nicht zu erreichen, allein da und dort erhob sich gleichwohl auf ihren Antrieb ein lehrendes und sittenverbesserndes Klosterlein. Um diese Zeit trat ihr ein junger Franziskaner näher, der eine sehr schöne Hand schrieb, wogegen ihre Konzepte, immer in stürmender Begeisterung hingeworfen, oft unleserlich und schwer verständlich waren. Giovanna erwählte nun diesen Pater Francesco zu ihrem Geheimschreiber, welcher von nun an ihre Erzeugnisse korrigirte, in mehrfachen Abschriften vervielfältigte und sie in großer Sauberkeit an gelehrte und hochgestellte Personen ausgeben ließ.

Aber Giovanna wirkte auch auf dem politischen

Felbe. Sie griff gewaltig ein in die Zerrissenheit jener unglücklichen Zeiten und bildete einen mächtigen Einheitspunkt für alle Bestrebungen zu Gunsten des alten Glaubens. So zog sie zum Beispiel den vielberufenen Trientiner Mattia Galasso oder Gallas in ihren Kreis, welchen Beda Weber eine kindlich-glühende Seele nennt, voll der tiefsten Innigkeit allen edlen Bestrebungen, namentlich der Andacht zugewendet — eine Beschreibung, die zu anderen Berichten nicht ganz stimmt. — Höchlich zu rühmen wußte ihre Weisheit auch Paul Hocher, ein Breisgauer, der als junger Rechtsgelehrter Giovannas Bekanntschaft in Roveredo gemacht hatte und später, nachdem er kaiserlicher Hofrath beim Reichstage in Regensburg geworden, den Umgang noch brieflich fortsetzte. Er ließ sich von ihr in allen wichtigen Sachen leiten. „So oft ich ihren Rath befolge, gelingt mir Alles; wenn nicht, so gehts in der Regel schlecht.“ Schade, daß für die österreichischen Staatsmänner unserer Tage keine Giovanna mehr zu finden ist.

So wurde denn ihr Wirkungskreis immer weiter; der ganze tirolische Adel erholte in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath. Ebenso wendeten sich Studenten bei der Berufswahl, heirathslustige Jungfrauen, junge Wittwen wegen einer Wiederverehelichung, kurz Alles, was höherer Einsicht und Hilfe bedurfte, an das übermenschliche Wesen. Sie stand nicht allein mit dem kurfürstlichen Hofe in München, sondern auch mit dem Kaiser, der Kaiserin und deren Damen zu Wien in brieflicher Verbindung. Damals gab es in Wälschtirol noch keine „Irredenta“

Giovanna war kaiserlich gesinnt bis ins tiefste Herz hinein. Ihr Geschichtschreiber sucht übrigens zu erweisen, daß Giovanna damals von ihrer stillen Zelle aus alle Schritte und Unternehmungen der katholischen Höfe angerathen und geleitet habe. Man kam ihr von diesen Seiten so gerne entgegen, daß sie vor ihrem Tode noch ein zweites Klosterlein zu Borgo in der Balsugana fast nur mit Beiträgen aus — Deutschland gründen konnte. Die Wälschtiroler waren vielleicht feuriger in ihrer Bewunderung, aber zahlen ließen sie lieber die Deutschen.

Giovanna Maria dalla Croce starb nach langer peinlicher Krankheit, siebenzig Jahre alt, am Palmsonntag 1673. Das Volk verfiel in die tiefste Trauer, und wie erwartet, traten auch zahlreiche Wundererscheinungen, Heilungen und dergleichen ein.

Ihre Seligsprechung wurde von ihren Verehrern ein Jahrhundert lang mit dem größten Eifer betrieben, sie wollte aber nicht vorwärts gehen. Es gehören, wie jeder weiß, sehr irdische Mittel dazu, in die Gemeinschaft der Ueberirdischen aufgenommen zu werden, und in Wälschtirol hatte man dafür keine Erübrigungen. Das heilige Kollegium in Rom fand auch Giovannas Schriften nicht unbedenklich. Endlich um das Jahr 1780 schienen alle Hindernisse beseitigt, als Kaiser Joseph dazwischen trat und alle Clarissenklöster aufhob. Giovannas Stiftung ist jetzt in eine Fleischbank umgewandelt und ihr Name der Vergessenheit verfallen. Beda Weber schließt mit einer eindringlichen Mahnung an seine Landsleute, die

Seligprechung wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen.

Derselbe spricht auch am Schlusse von Giovannas schriftlichem Nachlasse. Es sollten eigentlich fünfzehn Quartbände werden, aber es sind deren nur elf zu Stande gekommen. „Sie wurden zu ihrer Zeit selbst von allzu leichtgläubigen Beichtvätern für Offenbarungen gehalten, deren Inhalt auch objektive Wahrheit sein sollte. Aber ein aufmerksames Studium derselben beweist unumstößlich, daß sie nichts weniger als objektiv unfehlbar waren. Sie selbst variiert sie bei jeder Gelegenheit und wiederholt sich dergestalt, daß die späteren Visionen im Verhältnisse zu den früheren immer matter werden und am Ende nichts anderes sind, als Reproduktionen oft gebrauchter und verbrauchter Bilder.“

Was Beda Weber von der Monotonie seiner Quellen sagt, läßt sich wohl auch von dem Werke sagen, das er aus ihnen geschöpft. Wie gerade er, den schon jeder leichte Schnupfen aus dem Häuschen brachte, sich in diese endlosen Qualen und Leiden einlassen mochte, ist auch ein psychologisches Räthsel, das sich nur dadurch erklärt, daß er alle diese erhebenden Beispiele lediglich für andere, nicht für sich aufstellte. Obgleich von Haus aus ein Skeptiker, behauptet er doch, daß die Thatfachen, auf die er sich stütze, unanfechtbar und über jede Kritik erhaben seien.

Mancher Leser wird vielleicht wissen wollen, wie denn Bedas Buch von der Nation der Denker aufge-

nommen worden sei. Darüber darf er sich beruhigen und ja nicht erschrecken, wenn er etwa erfährt, daß es im Jahre 1877 bei G. F. Manz zu Regensburg schon in dritter Auflage erschienen; denn die Gleichheit des Druckes und namentlich der Druckfehler zeigt, daß man dem alten Buche seitdem nur zwei neue Titel vorgelegt und so dessen Weiterverbreitung zu fördern versucht habe. Ein „Volksbuch“ ist es glücklicherweise nicht geworden.

Nachgerade, Ende August 1846, waren aber auch die Drei Sommer in die Welt gegangen. Sie wurden an der Ffar nicht ungünstig aufgenommen; ich war aber viel gespannter, wie man sie an Inn und Etich begrüßen würde. Am 7. Oktober trat nun Dr. Stotter, jener Freund aus dem Innsbrucker Hofgarten, zur Thüre herein und brachte als erste Tiroler Stimme die Nachricht mit, daß sie ziemlich viel gelesen und meist mit Beifall besprochen würden. Der Irrenphilosoph zu Hall sei freilich nicht ganz zufrieden und wie weiland Görres in Bedas Gedichten, so vermisse er auch in den Drei Sommern mitunter die Logik. Auf Seite 654 heiße es zum Beispiel: „Freilich ist alles schön bestellt! — Ueberall Kirchen und Gotteshäuser, überall Klöster und Stifter, überall Welt-priester und Mönche“ u. s. w. Diese Stelle nun sei unlogisch, denn wenn überall Klöster und Stifter, so können nicht auch überall Weltpriester sein und umgekehrt. Ich fand diese Bemerkung zwar nicht ganz unanfechtbar, war aber doch froh, daß jener seine Geist nichts ärgeres aufzustecken hatte.

Das Christkind 1846 brachte mir endlich wieder einmal eine Botschaft von meinem ehemaligen Freunde. Nachdem ich über zwei Jahre geschwiegen, so glaubte ich wohl vergessen zu sein. Statt dessen aber kam mir ein gelbes Heft der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland (XVIII. 12) ins Haus und überraschte mich mit einem Artikel: „Tivol und seine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche,“ der zum größten Theile mir, vielmehr den „Drei Sommern“ zu Liebe geschrieben war. Bisher war der strebsame Verfasser in so feinen Kreisen noch nicht zugelassen worden und ich neckte ihn daher auch mit seinem schönen Avancement „von den rauhen Dielen der Postzeitung auf das Parket der historisch-politischen Blätter, aus der ungeschauerten Kasernenstube gemeiner Landsknechte in den heiligen Stab der Feldobristen.“

Jener Artikel ist aber fünfundzwanzig Seiten lang und da sich der Leser selber denken kann, was darinnen steht, so wollen wir nur einige besonders gelungene Stellen herausheben. Auf der zweiten Seite schon begegnet uns mit beliebter Kriegslist, die dem Gegner immer die eigenen Sünden vorwirft, der formelhafte Satz:

„Selbst ein Auslodern von Indignation wird verzeihlich sein im Gefühl erlittener Kränkung, die durch nichts herausgefördert oder gerechtfertigt erscheint.“

Mit etwas mehr Wahrheit hatte ich in meinem Nachtrag vom 10. Oktober (Seite 409) ungefähr dasselbe gesagt, ich hatte aber damals keine dreijährige Campagne

in der Postzeitung hinter mir, hatte vielmehr dem „ritterlichen“ Gegner bis zuletzt noch meine schlechtvergoltene Verehrung nachgetragen. In den Drei Sommern konnte nun unser Beda allerdings einige Leise, nur ihm verständliche Anspielungen auf seine früheren Artikel finden, allein eine Indignation durfte da um so weniger auslodern, als er jene ja feierlich abgeläugnet hatte.

Dann wird Seite 726 der „persönliche Angriff“ (!) besprochen, der auf einen Landtagsdeputirten in Bozen gerichtet sein soll, auf einen Mann, „welchen alle Tiroler (nur eben Beda Weber nicht) wegen seiner katholischen Ueberzeugungen achteten.“

„Die Allgemeine Zeitung nannte ihn in einer Korrespondenz von Bozen aus „den konservativen Herodes, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande stand.““

Hier ist nun wieder ganz erdichtet, daß die Allgemeine Zeitung den Freiherrn von Giovanelli einen konservativen Herodes genannt habe, dagegen zu bewundern, wie der Mystiker hier wieder für den alten Biedermann kämpft, den er doch immer grimmig haßte, während mir dieser Heros der fossilen Tirolerei zwar nicht recht zeitgemäß, aber wegen seiner echt bajuvarischen, derben und witzigen Gemüthlichkeit eher sympathisch dünkte.

An einer anderen Stelle spricht der Seher von Meran:

„Was der Freiherr für die Reinerhaltung Tirols in den Tagen seines Lebens gethan, das findet jetzt nach seinem Tode schlagend durch den furchtbaren Zustand des

unglücklich-gemischten Deutschlands sich gerechtfertigt, wo die Furien mit brennender Fackel auf allen Landstraßen und Märkten umziehen, und ein Abgrund dem andern ruft.“

An diese Furien werden sich wohl nur wenige erinnern können. Damals zeigte sich in unserem Deutschland hauptsächlich eine lobenswerthe Aufregung wegen der nordischen Herzogthümer und in die Kategorie der Furien wären mit überspannter Emphase nur etwa die k. baierische Kniebeugungsfrage, der heilige Rock zu Trier und das neu auftauchende Geschlecht der Hektapläne zu rechnen. Alles andere, was sich damals regte, mußte ja einem „Tyrannenhasser“ höchst willkommen sein!

Um meinen Widersacher auf die unchristliche Klüft zwischen seinen innern und äußeren Gesinnungen aufmerksam zu machen, nahm ich mir die Weile und verfaßte unter dem Titel „Zur tirolischen Polemik“ eine Entgegnung, welche am 13. Februar 1847 in der Allgemeinen Zeitung erschien und vier Spalten lang war. Sie enthielt viele lauschreiende Wahrheiten, hie und da auch die Zeichen einer „ausloдерnden Indignation wegen der mir widerjahreuen, durch nichts herausgeforderten Kränkungen“ und sagte z. B.:

„Erinnert Ihr Euch, Ihr Herren und Frauen von Meran, an den Oktober 1844? Damals als die dreimal provocirte Erwiderung des Touristen in der Zeitung kam, stand er, der „Ausländer,“ der „Fremde,“ der dieses Volk in seinem Heiligsten gekränkt, den alten Nationalhaß wieder heraufbeschworen, den Katholizismus, den Tirolern

das Theuerste, angefeindet haben soll, er stand damals mit offenem Gesichte mitten unter ihnen und hatte sich vor nichts in Acht zu nehmen als vor den vielen Komplimenten, weil der andächtige und lästige Schreier endlich zur Ordnung gewiesen war; der Eingeborne aber, der als Landespatron funktionirt hatte, verflüchtigte sich schnell vor der öffentlichen Stimme — damals ohne Erlaubniß — bis nach Kaltern und bot jede Schwarzkunst auf, um sein ungeheures Verdienst ums Vaterland nicht ruchbar werden zu lassen.“ —

Am Schlusse aber wurde die Behauptung aufgestellt, daß die Tiroler in allen ihren Sachen den wohlwollenden frischen Sinn freimüthiger Männer gewiß lieber sprechen hören, als die Pseudoascese kryptogamer Bonvivants.

Dies traf die Achillesferse des ehrwürdigen Erotikers. Diese Anspielung war nothwendig, um die Lästerzunge nur einigermaßen zu zügeln.

In Tirol erregte diese Vertheidigung sehr großes, in München sehr kleines Aufsehen. Es war mir noch immer nicht gelungen, meinen Helden interessant und einen großen Mann aus ihm zu machen. Die Münchner wußten noch immer mehr von Confucius oder Zoroaster, als von dem großen Unbekannten am Rennweg zu Meran. So wurde denn der Artikel an der Isar so wenig verstanden, wie der frühere. Ich selbst kam unter solchen Umständen bald zur Ueberzeugung, daß es fruchtbarer gewesen wäre, wenn ich damals schon unsre gemeinschaftlichen Erlebnisse von dem Jahre 1842 bis in den Oktober 1844 mit allen

Dokumenten, wie es hier oben geschehen, treu und redlich dargestellt hätte. Ein solches Schriftchen hätte diesem Beda gezeigt, was er über sich, andern, was sie über ihn zu denken hätten. Er hätte es gewiß nie mehr vergessen! Ja, er hätte erwidern müssen. Und wenn der Kampf des Sterblichen mit widrigem Schicksal ein Schauspiel für die Götter, so wäre der öffentliche Kampf des Stadtpfarrers von Frankfurt und Domkapitulars zu Limburg mit allen seinen „Fergewinden,“ Lügen und Schwindeleien, d. h. der Veriuch, sich rein zu waschen, gewiß auch ein anregendes Schauspiel für alle ehrlichen Menschen gewesen.

Im Jahre 1847 erschienen „die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten, herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck, im Verlage der Wagnerischen Buchhandlung.“

Oswald von Wolkenstein war, wie schon früher bemerkt,\* ein tirolischer Ritter, der nach einem abenteuerlichen Leben 1445 das Zeitliche segnete. Als ritterlicher Sänger kam er ungefähr hundertfünfzig Jahre zu spät auf die Welt und zwar, wie Scherr jagt, als ein „Altweiberjommer“ der oberdeutschen Dichterei. Er war auch einer von denen, die alles, was sie anfangen, gleich fertig haben wollen und seine Keimereien sind daher leichfertiger hingeworfen, hart und rauh, zum großen Theile unverständlich. Beda Weber hat nur in erotischen Dingen einige Räthsel gelöst, aber sonst zur Exegese sehr wenig

---

\* Bgl. Seite 179 und 241.

beigetragen. Wenn man bedenkt, daß er nach seiner eigenen Angabe schon 1827 mit diesem seinem Landsmanne beschäftigt war und ihn also zwanzig Jahre seines Lebens mit sich herumgetragen hat, so muß man wirklich die verlorene Zeit bedauern, denn seine Ausgabe ist leider ganz werthlos und von der Kritik auch sofort als solche erkannt worden. Es fehlte ihm alle wissenschaftliche Vorbereitung und er hatte keine Ahnung, wie seit Grimm, Bachmann und Haupt derlei Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter behandelt werden.

Engverflechtungen mit den Studien über jenen Sänger waren die Forschungen in den Geschichten seiner Tage, die im Jahre 1850 in dem Buche: „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche“ zum Abschluß kamen. In der Vorrede bietet der Forscher „die Frucht zehnjähriger Sammelmühe“ dem prüfenden Leser nicht ohne Selbstbewußtsein dar. Gleichwohl wurde das Buch von des Forschers eigenen Landsleuten in Uebereinstimmung mit den auswärtigen Kritikern wegen seiner durchlaufenden Oberflächlichkeit für eben so werthlos erklärt, wie jene Ausgabe der Oswaldischen Gedichte. Das Urtheil, welches Professor Alfons Huber zu Innsbruck in der Vorrede zu seiner Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich darüber abgibt, ist geradezu vernichtend.

Dieses Buch ist übrigens nur des Zusammenhangs wegen hereingezogen worden, denn die Reihe hätte es noch nicht getroffen, da wir erst am Jahre 1848 stehen.

In diesem Jahre tritt nun unser Friedrich Lentner

wieder in den Vordergrund. Derselbe hatte seit dem Oktober 1844 still und friedlich in Meran gelebt und damals „Ritter und Bauer“, einen Roman in drei Bändchen, im Herbst 1847 dagegen ein „Novellenbuch“ herausgegeben. Ein Jahr vorher hatte ihm aber der edle Kronprinz Maximilian von Baiern eine herrliche Aufgabe gestellt. „Es sollte nämlich des Baiernlandes Volksthum gleichsam inventarisiert werden. Alles was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem Herkommen finden ließe, Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und im Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neue Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaus, das sollte der Sammler jetzt aufzeichnen, vergleichen und auslegen.\*

Lentner gieng mit ungemeiner Freude an das Werk und begann im Sommer die Gauen des Baiernlandes zu durchwandern, während er den Winter wieder in seinem lieben Meran verleben konnte, denn die Landesverweisung, die im November 1844 ergangen, war im nächsten Frühjahr wieder aufgehoben worden. Auf jenen Fahrten durch das theure Vaterland schrieb er aber manche schöne Artikel in die Allgemeine Zeitung, welche auch in Meran gelesen und freundlich besprochen wurden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon dies den eifersüchtigen Mystiker bitterlich verdrossen hat.

\* Aus dem Seite 14 citirten Lebensabriß. S. 31.

Noch früher, nämlich im Sommer 1845, hatte aber Lentner sich auch in Meran wieder großartig hervorgethan. Auf seiner Festreise, deren wir oben gedacht, nahte sich nämlich dem Burggrafenamte langsam aber unaufhaltbar Erzherzog Johann von Oesterreich mit Gemahlin und Sohn, welcher damals den Titel Graf von Meran erhielt. Banger und banger schlugen die Herzen in der alten Landeshauptstadt, weil sie für den Liebling des Volkes gern etwas ganz Eigenartiges thun und herrichten wollte und doch das Rechte nicht finden konnte. Da baten sie ihren kaum noch landesverwiesenen Gast, er möchte doch jetzt als getreuer Nothhelfer zu ihnen stehen, um des Städtleins bedrohte Ehre zu retten und dessen Ruhm zu wahren. „Lentner, der von seinem Künstlerleben her in allerlei Zierath und Aufputz, Trachtenkunde und Heraldik sehr wohl erfahren war, nahm die Bitte freundlich auf und regierte bald gewaltig als erster Marschall des Festes. Die schönen Jungfrauen von Meran steckte er schnell in das kleidsame Gewand der alten deutschen Reichsstädte und sandte sie, das Krönlein im offenen Haar, zum Willkomm der Freiin von Brandhof entgegen. Die Kloster-schüler, „die blühenden, tüchtigen Knaben“, warb er zu einer Ehrenkompagnie für den Grafen von Meran, gab ihnen die Tracht aus den Zeiten des tirolischen Feldhauptmanns Georg von Frundsberg, flocht ihnen Pfauensfedern und Rosen in das Haar, stellte dem Fähnlein Trommeln und Schwegelpfeifen voran, setzte ihnen als Führer etliche schmucke Junkherren aus den Edelgeschlechtern der Stadt

und ließ in ihrer Mitte sein Lieblingsbanner wehen, das schwarzrothgoldene, das deutsche mit dem Reichsaar, neben ihm die Fahnen von Oesterreich und Tirol.“ \*

Ohne Zweifel ist es dem neidischen Löwen von Meran sehr zu Herzen gegangen, als der bayerische Gast und „Eindringling“, wie man zu Kuffstein jagt, vor seinen Augen den Vogel heruntergeschossen, sich vor allen auszeichnet und auch von dem Erzherzog und seiner Familie die freundlichste Anerkennung erhalten hatte. Doch wußte er seinen Groll ganz frisch und kräftig aufzubewahren bis der Monat März 1848 eine treffliche Gelegenheit ihn auszulassen bot.

Damals kamen nämlich die Lenzbotschaften von Wien nach Meran. Deshalb großer Jubel, öffentlicher Umzug und Ausruf der Errungenschaften unter freiem Himmel. Nach üblichem Herkommen wurde zur Leitung der Feierlichkeit wieder Friedrich Lentner geladen, welcher sogleich als Festordner auftrat und dann voll großer Hoffnungen mitten im Zuge einherschritt. So waren die wackeren Meraner in gehobener Stimmung vor das Landgericht gekommen, wo Herr Bürgermeister Haller die kaiserliche Proklamation Wort für Wort verlas, als plötzlich ein ganz unerwarteter Ruf erscholl, nämlich: Pereat Lentner! Es waren die Gymnasisten, die so schrien, dieselben „blühen-

---

\* Aus dem Lebensabriß, Seite 27. Dort ist der weitere Verlauf des Festes beschrieben. Lentner hatte dabei auch als Sprecher und Liederdichter viel zu thun.

den, tüchtigen Knaben,“ denen er in jenen schönen Tagen Höslein und Wams geflickt, die er durch seine Reden und Lieder zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Die lärmenden Buben zogen nun in Scharen durch die Stadt und riefen, wenn sie an seinem Fenster vorüberkamen, immer wieder: Bereat Lentner! Am andern Morgen war an allen Gassen-  
ecken derselbe Talisman angeschrieben. In jenen Tagen kneipten die lustigen Schüler bei den Weinbauern auf dem Lande herum, kamen Abends trunken wieder in die Stadt und schrien immerdar: Bereat Lentner!

Hinter diesen Jungen stand damals zu Schutz und Trutz verbunden eine Meraner Celebrität, die gleichwohl späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeifen zu schneiden wußte. Da unser Lentner in der ganzen Stadt und selbst unter den ehrwürdigen Benediktinern notorisch keinen Widersacher hatte, als unsern Beda, so fiel der allgemeine Verdacht sofort auf diesen, der eben wieder, wie ja schon öfter, aus den „Blutgefühlen heiligster Andacht“ in die niedrigsten Regungen seines sündhaften Hasses und Neides gefallen war. Er hatte, wie sich bald herausstellte, seine Kollegen im Gymnasium nachdrücklich auf die Gefahren hingewiesen, die aus solchen Umzügen für den katholischen Glauben und das angestammte Kaiserhaus hervorgehen könnten. Es müsse unverzüglich ein Exempel statuirt werden!

Die ehrwürdigen Brüder in Christo, denen er zwar immer zuwider war, die aber die gewünschte Hege gegen den „Baier“ doch ganz lustig fanden, hatten nun die

Buben angelernt und so waren jene widerlichen Auftritte entstanden, die auch die gebildeten Meraner aufs tiefste empörten. Es waren dieselben Jungen, die der gefeierte Lehrer auf seinen Waldfahrten so oft für alles Schöne und Edle begeistert hatte!

Um dem Unfug ein Ende zu setzen, begab sich am andern Morgen eine Deputation des Magistrats in das Gymnasium und suchte den Präfecten auf. Dieser war sehr verlegen und half sich mit leeren Redensarten wie: „Ja, es ist hart! es ist freilich nicht recht!“ bis Beda Weber „in imposanter Haltung“ herzutrat und zuerst über rohe Mißhandlung der Studenten klagte. Zwei angesehenere Meraner Herren hatten nämlich zwei Schreibhölse am Arm gepackt, um sie festzunehmen, aber diese waren schnell wieder ausgerissen. Beda fügte nun die Drohung hinzu, er werde alsogleich nach Bozen zum Kreisamte gehen, dort Anzeige erstatten und um Untersuchung bitten. Das Percat Lentner sei ohnedem nicht von den Studenten, sondern von den Bauern ausgegangen. Hierauf entgegneten die Herren, die Meraner Bauern kennen den Lentner so wenig wie lateinisch. Man müsse auf höhere Inspiration schließen. Nun entstand ein heftiger Wortwechsel und nachdem man sich allerlei Bitterkeiten gesagt, gieng man in Unfrieden aus einander. Als die Herren sich auf dem Gänge wieder zusammenstellten und das Erlebte noch etwas aufgeregter besprachen, erschien Beda wieder in der Thüre, was an Achills Auftreten im achtzehnten Gesang der Ilias erinnert, und rief mit donnernder Stimme: Stören Sie die Ruhe dieses Hauses nicht! Entfernen Sie sich!

Empört über dieses garstige Treiben, stieg Lentner des andern Morgens zu seinem Freunde Karl Kirchlechner, dem Burggrafen von Leobenberg hinauf, um sein liebes Meran einmal etliche Tage lang von oben herab zu besuchen. So stand er eines Abends eben am Fenster, als ein Häuflein Gynnasisten die Anhöhe fröhlich heraufkam. Es waren wieder die Jungen der Nobelgarde, die blühenden, tüchtigen Knaben von Meran. Da auch ein paar Benediktiner mit ihnen giengen, so meinte Lentner, der immer das Beste dachte, sie kämen etwa als Friedensboten, um ihn wegen ihrer Unarten um Entschuldigung zu bitten, eilte hinunter an die Pforte und streckte seine Hand aus, sie zu begrüßen. Aber als die Jünger des heiligen Benedikts ihn erblickt, riefen sie den Jungen wieder munter zu: Schreit, Buben, schreit! und die folgamen Schüler brachten dann dem edlen Lentner, der vor ihnen stand, unter Hohngelächter ein weithin schallendes *Perreat* aus. Dieser gieng traurig in die Burg zurück.

Dem ritterlichen Anstifter dieser Rohheiten darf man da wohl seinen eigenen Spruch zuzufen: Die Gemeinheit ist ein Fluch, den nichts versöhnen und lösen kann! (Charakterbilder, Seite 373.)

Nach wenigen Tagen hatte sich aber der Mystiker schon wieder anders besonnen. „Wer weiß,“ dachte er sich, „wer weiß, ob bei diesen Geschichten nicht etwas für mich abfällt? Wärs nicht um diesen bairischen Lentner gewesen, gegen den man etwas thun mußte, so hätte man zu dem Umzug wohl ein Auge zudrücken, ja gleich mit-

gehen können. Schade, Schade! doch die — Efel werdens bald vergessen haben!“

Die Rechnung war auch nicht falsch. „Ehrwürdig, in hoher Gestalt“, trat Beda nach wenigen Wochen in die neue Arena, um sich ins Parlament zu Frankfurt wählen zu lassen. Es dachte niemand daran zu fragen, wie diese Ausbeutung der Märzessgaben mit seiner Lentnerheze zu vereinigen sei. Er aber sah jetzt ein großes, freies Leben vor sich, weit ab von Tirol, von Marienberg und Meran und nahm sich vor, mit vollen Segeln in diese längst erwünschte See zu stechen.

Am 27. April 1848 erließ er an die Wähler Merans und der umliegenden Gerichte sein gedrucktes, sehr ausführliches Glaubensbekenntniß, welches anhebt wie folgt:

„Vielseitigen Aufforderungen gehorsam, trete ich mit Freuden vor Euch, Ihr wackeren Männer von Südtirol! um aus Eurer Hand die wichtige Mission zum deutschen Parlament in Frankfurt zu empfangen. Ihr habt ein Recht, die Männer zu prüfen, die in fernen deutschen Landen Eure Vertreter werden wollen, denn gar viele von denen, die früher nie Euch, sondern nur sich selbst gedient haben, drängen sich jetzt demüthig an Euch heran, mit Grundsätzen, die nicht dem Wohle der Bauern an der Etzsch gelten. Aus Eurer Mitte hervorgegangen, mit Euren Leiden und Freuden von Jugend auf vertraut, habe ich mich durch zweiundzwanzigjährige Volksdienste Euch allen hinlänglich kenntlich gemacht. Mein Glaubensbekenntniß liegt zum Theil gedruckt in meinen Schriften,

und bin ich für meine Grundsätze, für meine Wahrheits-treue selbst von der alten österreichischen Polizei verfolgt worden, so liefert Euch das den besten Beweis, daß ich den Großen nie geschmeichelt habe, daß ich um keinen Preis Jemand's Knecht werden wollte. Tirol und Oesterreich im innigen Anschlusse an Deutschland soll meine, soll Eure Loosung sein.“

Seinen vermeintlichen Gegnern im Hofgarten hatte er früher, da er noch in die Postzeitung schrieb, jeden harmlosen Wunsch nach besseren Zeiten böshaft aufgemugelt — jetzt zeigte er öffentlich, daß er der österreichischen Regierung besser auf die Finger gesehen, als sie alle. Nach jenen einleitenden Worten entwirft er nämlich ein düsteres Bild der Leiden, die das Oestreich seinen Herren verdanke. Die Art und Weise, wie man es bisher behandelt, sagt er, schien wie berechnet, es zu Grunde zu richten. Wohl zwanzig Male habe man geschworen, seine Weine gegen die Wältschen in Schutz zu nehmen, aber noch stehe eine Zollschranke gegen Baiern, die jegliche Ausfuhr unmöglich mache; der Weinaccis verschlinge jährlich mehr als ein Drittel des Erlöses; die maßlose Ausfuhr des Holzes nach Italien habe die Kosten des Weinbaues verdoppelt. So seien sie im fruchtbarsten Lande der Welt jedes Jahr nur ärmer geworden. Mehr als einmal hätten sie den Stempel mit theuerem Gelde abgekauft, aber doch sei wieder ein drückendes Stempelgesetz in Geltung, das die Armen ausfauge und die Reichen verschone. In allen Beziehungen des Gemeinde- und

Kirchenvermögens seien sie bebormundet und ohne Schreiber und Tazen sei weder vor- noch rückwärts zu kommen. Die Verzehrungssteuer, welche die reichen Kapitalisten ungeschoren lasse, drücke auf die Verwerthung ihrer Erzeugnisse. Der Landtag habe wohl das Recht zu bitten, aber die Bitten blieben meistens unerhört, weil man sie nicht zu des Kaisers Ohren kommen lasse. Der Bauern- und Bürgerstand sei im Landtag zu wenig vertreten und habe meist nur das leere Zusehen. Das solle nun alles viel besser werden. Zur Vertheidigung ihrer Rechte und jedes andern gerechten Wunsches biete er sich als Vertreter an, der sich um sie annehmen werde mit aller Kraft in Wort und Schrift, mit dem Muth, der ihn in jedem entscheidenden Augenblicke seines Lebens unterstützt habe. (Die anonymen Schmähartikel in der Postzeitung hätten wohl noch einigen Muth mehr vertragen!)

„Mit innigster Liebe,“ fährt er fort, „schließen wir uns an Deutschland an, von dem wir zu unserem Schaden schon so lange durch schwere Zölle getrennt waren. Ein großes, einiges, starkes Deutschland, das kühne Wort unseres vielgeliebten Erzherzogs Johann, soll der leitende Gedanke unserer deutschen Herzen an der Grenzmark von Italien sein. Aber unsre innern Angelegenheiten wollen wir unter Oesterreichs Regierung selbst verwalten. Wir wollen keine deutsche Republik, keinen deutschen Föderativstaat, in welchem der Kaiser von Oesterreich bloß erblicher Gouverneur seiner Länder wäre, sondern einen mächtigen deutschen Bundesstaat. Insbesondere sind wir nicht ge-

soumen, in Religions- und Kirchenangelegenheiten von jemand Anderm Befehle und Rätthe anzunehmen, als von unsern Bischöfen, von Pius dem Neunten und seinen rechtmäßigen Nachfolgern. Tirol ist ein ganz katholisches Land und will es bleiben. Auf dieser Einheit unseres Bekenntnisses beruht unsere Kraft und jeder Bauer und Bürger von Tirol ist bereit dafür einzustehen. — Und sollen wir einen Kaiser wählen zu Frankfurt am Main, so ist es Oesterreich, dem unsere Stimmen gelten; wir wollen mit Preußen, aber nicht für Preußen stimmen, weil es uns unmöglich ist, ein anderes deutsches Oberhaupt zu denken als ein österreichisches. Das sind meine Grundsätze, Ihr Bauern und Bürger von Südtirol! Ich habe sie von Euch gelernt und will sie für Euch im Parlamente zu Frankfurt furchtlos bekennen.“

Am 5. Mai sandte der Kandidat ein zweites Flugblatt aus und sagte darin:

„Unter allen verwerflichen Mitteln gegen meine Erwählung ins Parlament zu Frankfurt hat eine Handvoll Leute zu Meran auch die Lüge verbreitet, daß ich als Ordensgeistlicher nicht wählbar sei. Glaubt dieselbe nicht! Jeder freie untadelhafte Mann mit gesunden Sinnen kann gewählt werden, ohne allen Unterschied des Standes. Ich habe mich heute dem Kreishauptmann in Bozen vorgestellt und er ist der Ansicht, daß ich so gut wählbar sei als jeder andere. Ich gieng hierauf zum Erzherzog Johann und dieser erklärte, daß ich nicht nur wählbar sei, sondern daß er wünsche, ich solle mich wählen lassen.

— — Alles ist in Euren Händen. Laßt Euch von Niemandem niederbrüllen, verliert nicht viele Worte, zeigt, daß Ihr freie unabhängige Männer von Südtirol seid, und stimmt nach bestem Wissen und Gewissen für den, der Euch der Liebste ist."

Beda Weber wurde im Meranerbezirke wirklich gewählt und zog im Mai nach Frankfurt. Damals meinte er aber auch von dem Einsiedler zu Baiersberg noch freundlichen Abschied nehmen zu sollen und trat daher eines Morgens durch die wohlbekannte Thüre in den wohlbekanntem Hof. Streiter gieng gerade die Freitreppe zu seinem Hause hinauf, als er seines Gegners ansichtig wurde, und dieser gab mit einigen Worten von unten empor sein Anliegen kund. Verengarius Ivo ließ sich aber nicht rühren, sondern sah den nunmehrigen Volksvertreter von oben herunter gleichgiltig an, winkte ablehnend mit der Hand, ließ ihn stehen und verlor sich in den Schatten seines Hauses.

Bald darauf schrieb Lentner, der damals in München war, an seine Hausfrau in Meran:

Vor acht Tagen — ich trug gerade den Brief an Sie auf die Post — wer begegnet mir? Ein großer, ziemlich weltlich, aber schwarz gekleideter Herr geht auf mich zu und spricht: Herr Lentner, ich grüße Sie! Es ist Beda Weber. Er war auf dem Wege nach Frankfurt. Mit bekannter, höflicher Weltläufigkeit erzählte er mir allerlei, jagte, daß er nun im Parlament Heil für Tirol suchen wolle, das sich nothwendig fest an Deutschland anschließen müsse. Höflichst grüßend schieden wir.

Am 1. Juni 1848 erstattete Veda Weber als „Mitglied der deutschen Nationalversammlung“ einen Rechenschaftsbericht, in dem er seinen Wählern sehr viel Schmeichelfhaftes sagte. Was ihm auch die Ferne Herrliches geboten, sein wunderschönes Land Tirol, dessen festen Glauben an die katholische Kirche, dessen Liebe zu seinem gütigen Kaiser, habe er doch nirgends gefunden. „Selbst wir, Eure Abgeordneten, werden getragen von Euch und finden überall gute Aufnahme als Söhne eines Volkes, das sich Treue und Wahrhaftigkeit in seinen Alpen zu erhalten wußte. Wird daher Eure Einfacht und Lauterkeit in Büchern und Zeitungen verhöhnt, so wißt Ihr, woran Ihr seid. — Besonders schart Euch mit Liebe und Vertrauen um Eure braven Geistlichen und haltet sie heilig als Eure liebsten Lehrer im Leben, als Eure besten Freunde im Tode. — Man hat Euch bis zum Ueberdruß vorgespiegelt, daß ich, der Mann Eures Vertrauens, ins hiesige Reichsparlament nicht würde zugelassen werden. Merkt Euch die Leute, die das gesagt haben, damit Ihr in Zukunft wißt, wer gegen Euch redlich und wahrhaft gefinnt ist.“ (Wieder ganz in seinem Geschmack!)

Wer in Tirol leben und gedeihen wolle, müsse mit dem Volke gehen. Gegen diesen Satz seien im privilegierten Tirolerböten ein „Regierungsfreund“ und ein „Volkshfreund“ aufgestanden, aber in Tirol halte man nicht viel auf solche Neugetaufte; ehrliche Kämpfer nennen sich bei ihrem rechten alten Namen (wie er in der Postzeitung!). Es folgen nun allerlei Ausfälle gegen diese beiden „Feder-

helden.“ „So lange der Preßzwang jeden Volkswunsch unterdrückte, konnte man diese schöngefärbte Sprache gegen das Volk führen — jetzt aber lautet sie wie Hohn!“

Hierauf folgt eine kurze Beschreibung der Nationalversammlung und des Lebens in der Stadt am Main. „Die Einwohner von Frankfurt sind gegen uns überaus freundlich, wohlwollend und gerecht. Es herrscht die musterhafteste Ordnung bei Tag und Nacht und alle Lebensbedürfnisse sind nicht theurer als in den Städten Tirols. — — Es steht zu hoffen, daß das große Verfassungswerk in den nächsten zwei Monaten vollendet sein wird.“ Dann spricht er sich sehr ungünstig über die Wälschtiroler aus, die sich vom deutschen Bunde und von den deutschen Tirolern los sagen wollten, und ermahnt schließlich seine Landsleute, mit ungebrochener Kraft für Ordnung, Recht und Wahrheit einzustehen.

Man sieht in diesen Aktenstücken schon wieder eine zeitgemäße Wandlung. Die Sympathien für die Wälschtiroler, denen er einst den Verfasser der „Sprachgrenzen“ so grausam geopfert, sind verflogen. „Das reiche Gemüthsleben der romanischen Welt, die Stromschwelle italienischer Glaubensinnigkeit,“ sie sind vergessen und die Abneigung gegen „die kindisch-trozzige Deutschthümelei“ ist in eine prahlerische Liebe zum großen deutschen Vaterlande übergegangen.

Das Jahr 1848 brachte dem Stern von Marienberg eine zweite Auszeichnung. In der Sitzung, welche die Münchner Akademie der Wissenschaften am 15. Juli dieses

Jahres abhielt, schlug nämlich der damalige Domprobst Deutingner zwei Tiroler zur Aufnahme als korrespondirende Mitglieder vor, zwei Ordenspriester des Benediktiner-Stifts Marienberg, Albert Jäger und Beda Weber. Ersterer habe sich durch seine Geschichte des bairischen Einfalls in Tirol, letzterer durch seine Werke „das Land Tirol“ und „Tirol und die Reformation“ bereits so bekannt gemacht, daß es nicht nöthig sein dürfte, über ihre Würdigkeit sich in eine Erörterung einzulassen. Am 29. Juli desselben Jahres verlieh denn auch eine allgemeine Wahlversammlung den beiden Professoren die beneidenswerthe Würde. Man muß immerhin annehmen, daß die gelehrten Wähler Bedas angeführte Bücher nie gesehen haben, denn sonst wäre ihr Verfahren unbegreiflich.

Es war ferner eine seltsame Fügung, daß Beda Weber jenen Tempel des Ruhms zugleich mit Albert Jäger betrat, und daß dieser die Ehre einem Werke verdankte, das jener einer Vorliebe zum Nase bezichtigt hatte.

Der große Mann war übrigens ein Jahr vorher auch zum Mitglied der Wiener Akademie erwählt worden. Wie es dabei zugegangen, weiß ich nicht.\*

---

\* Schuler schrieb mir darüber am 16. Juni 1847: „Was sagen Sie dazu, daß sich die neue Wiener Akademie gleich von vorne herein mit einem Dr. Bacchus beschmugte?“ (Ich hatte kurz vorher den Mystiker in der Allgemeinen Zeitung Dr. Bacchus benannt.) „Solche Ernennungen zur Akademie des österreichischen Kaiserstaats werden doch wohl ein testimonium paupertatis sein!“

An Jägers Ehrung ist nichts auszusetzen, als daß man vor- und nachher etliche Duzend Andre hätte bedenken müssen, wenn jeder ausgezeichnet werden sollte, der eine, wenn auch gute Monographie über ein bairisches Unglück oder sonst was geschrieben. Nach des Domprobstes Meinung sollten diese Aufmerksamkeiten die Tiroler zum Dank verpflichten, den aber die „achtbaren Männer“ von Aufstein wenigstens an mir nicht ausgelassen haben.

Warum aber Herr Domprobst Deutinger, der sich mit dem Land Tirol so viel beschäftigte, die Drei Sommer in Tirol, die „bahnbrechende“ rhätische Ethnologie, die Herbsttage in Tirol nicht auch in Würdigung gezogen hat? Leider ist deren Verfasser kein Tiroler, sondern ein Baier und dies ist in Baiern immer ein Hinderniß. Die wenigen Kenner pflegen jene Versuche Bedas genialen Meisterwerken gemeinlich gleichzustellen, ja sogar vorzuziehen. Uebrigens ist seitdem ein Menschenalter verflossen, und daher kaum mehr der Mühe werth, über solche Sachen nachzudenken.

(Soll dieser ironische Exkursus etwa ein kleiner Beitrag zur Lösung der Frage sein, warum aus den Altbaiern trotz aller Verusungen nichts wird? Oder sollte ich ihn nicht lieber ganz zurückziehen, da nach meiner wahren Herzensmeinung von den drei Genannten damals keiner eine solche Auszeichnung verdient hat? Es war wohl besser, daß der doppelte Verstoß, welchen man den Tirolern zu Liebe begangen, nicht einem Baiern zu Liebe verdreifacht wurde.)

Nach Bedas Tode wurde eine Selbstbiographie ver-

öffentlich, welche bis an seine Frankfurter Tage reicht. Man sieht da, daß man ihm, wenn er über sich selber spricht, noch weniger trauen darf, als wenn er andere behandelt. Ueber die damaligen literarischen Trübsale sagt er: „Durch die Schriften: Tirol und die Reformation, Giovanna dalla Croce und Blüten heiliger Liebe wurde ich mit den Liberalen Tirols und Oesterreichs, mit der Regierungscensur und insbesondere mit jenen Baiern verfeindet, welche in Tirol gegen Kirche und Priesterthum agitirten. Ihren fortwährenden und oft cynischen Angriffen hatte ich die Wahl nach Frankfurt und zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie in Wien und der königlichen in München zu verdanken.“

„Insbesondere mit jenen Baiern“ — — darunter kann nur Friedrich Lentner und Ludwig Steub verstanden werden. Der „unschuldige“ Lentner nun, der drei Jahre lang in Meran sein Pylades gewesen, hat weder vor noch nachher ein Wort über ihn geschrieben, hat nicht einmal gegen die ritterliche Heze im März reagirt. Ich selbst habe mich erst gerührt, als er ohne alle Ursache zu drei verschiedenen Malen über mich hergefallen war und das ganze Land eine Antwort erwartete. Es ist auch unwahr, daß die „Trübsale“ seiner unsterblichen Werke halber entstanden seien; diese hatten gar nichts dabei zu thun und auf die „Lieder aus Tirol“ — und nur auf diese — ist erst in meinem Nachtrag vom 10. Oktober und zwar sehr wohlwollend angespielt. — Ich habe ferner dazumal nur an den Drei Sommern in Tirol gearbeitet,

nicht gegen Kirche und Priesterthum agitirt. Immerhin denkt er von den beiden gelehrten Anstalten doch zu gering, wenn er behauptet, ich hätte ihm dadurch hineingeholfen, daß ich ihn in meiner abgedrungenen Polemik öffentlich als ein schlechtes Subjekt signalisirt.

Im Jahre 1849 gieng Beda Weber bekanntlich aus der Paulskirche in den katholischen „Widum“ der freien Stadt Frankfurt über, wurde katholischer Stadtpfarrer daselbst und bald darauf auch Domkapitular der bischöflichen Stiftskirche zu Limburg. Was nun „der edle Gemüthsmensch“ in jenen Tagen am Main gesprochen,\* gethan und ausgerichtet, kann hier nicht erörtert, dagegen wohl bemerkt werden, daß er auch fortan in allen möglichen Farben spielte. Einmal rief er auf der Rednerbühne: „Deutschland hat Land und Leute genug durch konfessionellen Hader verloren; es ist endlich Zeit, damit aufzuhören!“ und dann gieng er schnell nach Hause und schrieb die giftigsten Artikel gegen die Akatholiken. „Die stenographischen Berichte der Nationalversammlung“ — sagten damals die Grenzboten — „führen den unwiderleglichen Beweis, daß Beda auf der Tribüne der Paulskirche wörtlich genau das Gegentheil dessen sagte, was er an demselben Tage zur Veröffentlichung in die Zeitschriften sandte.“ Solche Widersprüche blieben damals nicht un-

---

\* In der Paulskirche ahmte der Mystiker „mit dem gebrochenen Herzen“ zum großen Spaß der Zuhörer den lustigen Vater Abraham à Santa Clara nach.

beachtet und deshalb sprach er bei jeder Gelegenheit von seiner unabänderlichen Ueberzeugung.\*

So sagt er auch in der Vorrede zu seinen Tiroler Predigten, er habe beim Durchlesen dieser dreißig Jahre alten Papiere bemerkt, daß in seinen religiösen Ueberzeugungen seitdem keine Umwandlung stattgefunden, was sich aus seinen Briefen doch einigermaßen widerlegen ließe.

Damals fiel dem edlen Sänger in einer poetischen Stunde auch ein Bundes-, Schlacht- und Kneiplied ein, das vielfach abgedruckt wurde und in seinen ersten Zeilen lautet:

Nie verlangn' ich meine Fahne —  
Ja, ich bin Ultramontane\*\* u. s. w.

So stark da seine Ueberzeugung auftritt, so wäre es doch leicht möglich, daß er nach einem lustigen Mahle

---

\* Die Tiroler Zeitungen stritten sich 1870, ob Beda Weber Anhänger oder Gegner der päbstlichen Unfehlbarkeit gewesen. In seinen „Cartons“ findet sich Seite 325 die Stelle: „Der Katholik erkennt keinen Menschen für unfehlbar. Eine solche Konzession gilt ihm als gotteslästerlich.“ Seine Verehrer waren tief betrübt über diesen Spruch; aber sie durften sich beruhigen. Anno Siebenzig hätte auch er, trotz seiner unabänderlichen Ueberzeugung, gewiß im Handumdrehen das Passende gefunden.

\*\* In diesem Betreffe sagt A. Bichler (Literaturblatt 2. 73): Beda Weber sank (in den vierziger Jahren) tief und tiefer in den Schoß des Ultramontanismus zurück, von dem er sich früher mit einem Hohn und Spott, daß wir es in einem österreichischen Blatt gar nicht wieder zu geben wagen, losgerissen hatte.

bei Herrn \*\* oder Frau \*\* sich noch am selben Abend hingesezt und ein humoristisches Gegenstück dazu gedichtet hätte, welches etwa lauten konnte:

Gern verließ' ich meine Fahne!  
Bin ich denn Ultramontane?  
Nein, ich bin ein liberaler  
Dichtefürst, ein radikaler  
Feuergeist, Tyrannenhasser,  
Oft auch ein fideles Prasser —  
Fort mit Welt- und Klosterpfaffen,  
Die nur höhern Blödsinn schaffen!  
Fort auch mit den Jesuiten;  
Schlechte Menschen, schlechte Sitten!  
Jetzt will ich nach Freiheit ringen;  
Süße Lieder will ich singen,  
Zärtlich kosen, bräutlich scherzen,  
Die Alliebende am Herzen!  
Wenn schon stets in Christi Wunden,  
Hat man doch auch schwache Stunden.  
Darum laßt mich ungeschoren —  
Jeder reite seinen Gaul!  
Meinen hab' ich längst erkoren:  
Liebespiel und böses Maul!

Im Jahre 1850 wurden die „Vormärzlichen Lieder aus Tirol“ in die Welt geschickt. Diese sind in den acht Jahren entstanden, welche auf die ältern „Lieder aus Tirol“ folgten. Es rast in ihnen noch die alte, tolle Liebesnoth und der Dichter scheint da auch in seinen reiferen Jahren noch nicht den mindesten Werth auf Verständlichkeit zu legen. Nur einige satyrische Gedichte lassen ausnahmsweise an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Es ist wohl eine seltsame Wahrnehmung, daß der fromme Sänger immer eine Weile sich wohligh in allem menschlichen Unflat wälzte, nach Herzenslust lümmelte, seinen Haß, seinen Neid und all sein Gift nach allen Seiten ausprügte, intriguirte, log und verleumdete, dann aber wieder ein mythisches Bad nahm, seine Harfe in himmlische Töne stimmte und sich und Andern allerlei von Christi Wunden, vom Heiligthum der innern Welt, vom süßen Liebestod und nahen Auferstehungswonnen vorleierte. Er ließ dies wie eine Abwaschung der Sünden, wie eine Absolution in der Beichte, wie eine moralische Purganz gelten, um dann wieder ganz gereinigt an neue Stücklein zu gehen. Ich möchte da eine Wendung brauchen, die er einst (S. 396) gegen mich gerichtet. Ich möchte sagen: Diese Korruption, diese doppelte Buchhaltung, diese Art von Heuchelei, diese pfäffische Scheinheiligkeit ist uns Laien noch ein Gräuel!

Im Jahre 1851 erschienen Bedas „Predigten an's Tiroler Volk.“ Die Vorrede sagt, in früheren Jahren (1826—48) sei er als Professor zu Meran wegen des in der Gegend herrschenden Priestermangels an Sonn- und Festtagen öfter zur Aushilfe in die Nachbardörfer berufen worden und dem Rufe gerne gefolgt. Er habe seine Predigten dann vollständig niedergeschrieben und sie wörtlich auswendig gelernt.

Diese Predigten sind würdig und farbenreich stylisirt, aber dem Landvolk kaum verständlich. Sonderbar ist, daß weitauß die meisten derselben sich nur mit der leiblichen

Unschuld und Reinigkeit beschäftigen und die ihr drohenden Versuchungen und Gefahren so beängstigend ausmalen, als wenn, wie in Deutschland ein Abgrund, so in Tirol ein Freudenhaus dem andern rief. Manche dieser Vorträge enthalten wieder nur ascetische oder ekstatische Deklamationen von der Süßigkeit des Leidens und den Wonnen des Todes. Einmal, am Fest der heiligen drei Könige, wird in Herodes das Bild eines Erzheuchlers aufgestellt und mit Zügen ausgestattet, die der Prediger nur sich selbst absehen konnte. Treu' und Redlichkeit, Nächstenliebe und dergleichen praktische Dinge werden nur selten gestreift, dagegen aber auch, was lobenswerth, jeder Ausfall auf Irrgläubige und „Freimaurer“ unterlassen. Freilich war die Stunde noch nicht gekommen.

Das Jahr 1852 brachte „das Thal Basseier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809.“ Der Verfasser hatte seinen zweijährigen Aufenthalt unter dieser Hirtenvolke emsig benützt und viel schätzbares Material gesammelt, welches er dann ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu einem ganz lesbaren Buche verarbeitete. Die zweite Abtheilung „Andreas Hofer und das Jahr 1809,“ veranlaßte übrigens den Gubernialrath Dr. Josef Rapp, der 1852 auch ein Buch unter dem Titel: „Tirol im Jahre 1809“ herausgab, in der Vorrede zu der strafenden Bemerkung, daß der Geschichtschreiber des Sandwirths sein schon vor Jahren beendetes und im Nationalmuseum hinterlegtes Manuskript sehr fleißig und mit einer Treue

benützt habe, die es nicht nöthig gefunden, die Quelle zu citiren.

Die „Charakterbilder von Beda Weber“ mit dem Bildniß des Verfassers, welche früher zumeist in den historisch-politischen Blättern, 1853 aber in Frankfurt am Main gesammelt bei F. D. Sauerländer erschienen, bieten sehr viele interessante Kapitel. Das erste, „Möhler in Meran,“ schildert diesen feinen und edlen Gebietiger im Reiche der Gottesgelahrtheit mit ansprechender Wärme.

Das zweite, „der Sonderling von der Etich,“ legt einem sehr eigenartigen Gutsbesitzer im Etischland (einem verstorbenen Herrn von Zallinger) eine lange Reihe fast zu langer Monologe in den Mund, deren Authenticität jedoch sehr zweifelhaft, da man meistentheils nur Bedas Stimme zu hören glaubt. Auch hier wieder versetzt sich dieser in ganz heilige Atmosphären, wo nur noch Reinheit, Wahrheit, Menschen- und Gottesliebe gilt. So läßt er z. B. seinen Sonderling behaupten, jeder, der böse Urtheile über andre geübt und bössartig nähre und verbreite, habe die Sünden, die er verdamme, zuerst gewiß selbst begangen. Dies scheint der ritterliche Held ohne alles Erröthen hingeschrieben zu haben, obgleich nicht leicht ein Lästermaul zu finden, das seine Brüder in Christo mündlich und schriftlich so gewissenlos und so böswillig beurtheilt hätte, wie „der edle Gemüthsmanich“ von Meran.

Joh. Friedr. Heinrich Schlosser, der gastfreundliche Besitzer von Schloß Neuburg, wird im vierten Abschnitt

faßt mit denselben Farben wie die Verzückten geschildert. Auch er muß unendlich viel sprechen, was er gewiß nie gesagt hat. An ihm fällt unserem Beda besonders „die reine ursprüngliche Kindlichkeit des Gemüths“ auf. „Unbewußt,“ sagt er, „zog dieser reine jungfräuliche Mensch Alles an, was noch unverfehrt war, und was er abstieß, was sich von ihm abstoßen ließ, das hatte sein Urtheil von der selbsteigenen inneren Fäulniß empfangen, der es unwohl geworden war in solcher Nähe.“ Wie schlecht und unwohl muß es da unserem Beda geworden sein!

„Michael Feichter, Regens im Priester-Seminar zu Brixen († 1832)“ ist ein von löblicher Dankbarkeit getragener Lebensabriß dieses vortrefflichen Mannes und gefeierten Lehrers. Schlossers „reine Kindlichkeit“ scheint aber da mehr oder weniger auch auf Beda Weber übergegangen zu sein, denn manche Stellen zeigen eine überraschende Naivetät. So gleich der Anfang:

„Die ersten zwei Jahre Theologie studirte ich in Junsbruck im engen Vereine mit vielen geistvollen Freunden, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden.“

Diese geistvollen Freunde sind bekanntlich Streiter, Schuler, Albert Jäger 2c. und das Jahr vierundvierzig hatte damals schon gezeigt, wie er diese Unvergeßlichkeit verstand. Eigenthümlich klingt es auch, wenn Beda Weber aus Feichters Mund den Spruch anführt:

„Wer einen erprobten Freund so leicht fallen lassen kann, ist im innersten Kerne nichts nutz; er hat die Anlage, auch das Heiligste zu verrathen.“

Wer da wieder an seinen alten Gastfreund Streiter, an Schuler oder Albert Jäger denkt, wird diese Worte nicht ohne eine gewisse Bewegung lesen können.

In der Abtheilung „Welt und Literatur“ finden sich einige Kritiken, welche neueren Schriften gewidmet, aber auch nicht milder und schonungsvoller sind, als sie Streiter zu schreiben pflegte; ja sie lauten wohl noch ärger als „die zügellosen Angriffe,“ welche laut Seite 173 dieser gegen Lenau, Gutzkow u. s. w. gerichtet haben soll. Dagegen sind die Bruchstücke „Aus Italien“ meines Erachtens vortrefflich. Der Verfasser zeigt eine eingehende Kenntniß der damaligen italienischen Literatur, er hat Gioberti, Balbo und alles gelesen, was der Erhebung damals vorauszuging. Er gibt eine wahre, aber entsetzliche Beschreibung des Elends, welches den italienischen Colono bedrückt, der leichtsinnigen Herzlosigkeit, mit der ihn — trotz des reichen Gemüthslebens der romantischen Welt — der Signore ausschindet. Eine neue Ordnung dieser Verhältnisse würde den Italienern auch erspriesslicher sein, als das beständige Schielen nach Trient und Triest. Weda Weber spricht da übrigens die auffallenden Worte:

„Es kommt, fürchte ich, früher als man meint, die Zeit, wo die Proletarier auch im Lande der Citronen- und Myrtenblüten begreifen werden, daß sie einigen Anspruch auf den Komfort des Lebens haben und ihn selbst erwerben müssen auf dem kurzen Wege sozialer Umwälzung, da man so lange gezögert hat, ihr Loos wahrhaft zu verbessern. Sie werden nicht gegen die Barbaren, sondern gegen die Besizer ziehen.“

Ganz verwerflich dünken mir aber die „Unriffe aus der Paulskirche.“ Hier tritt wieder des Mannes ganze Rohheit zu Tage. Hier werden mit Ausnahme weniger erklärter Schoßhündchen alle andern Männer der Zeit in einer Weise verlästert und verleumdet, die seine Leistungen in der Postzeitung weit übertrifft. Durch das Ganze geht eine „unermessliche“ Gemeinheit. Man möchte lachen, wenn er da abermals von einer auslodernen Indignation über erlittene Kränkungen spricht, und gerne fragen, wie sich denn damals die Indignation der Betroffenen geäußert und ob sie den Basquillanten nicht einmal einer \*\*\* werth gehalten haben. Der Verfall der theuersten Hoffnungen des deutschen Volkes gewinnt ihm nie ein bedauerndes Wort ab; er ist ihm nur ein williger Gegenstand für schadenfrohen Hohn.

Die „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ erschienen im Jahre 1858 und zwar wenige Tage, nachdem Beda das irdische Jammerthal verlassen hatte. Es sind etwa dreißig Feuilletons, die in den neun vorhergehenden Jahren entstanden und leztlich zusammengedruckt worden waren. Sie richten sich „gegen die destruktiven Strebnisse der Zeit, welche die himmlische Offenbarung des Christenthums zerwaschen wollen.“ Persönliches, sagt er wie weiland in der Postzeitung und in der Vorrede zu den „Charakterbildern,“ liege dem Buche fern, dafür aber peitscht er die Dunsen, Stahl, Schenkel und andre herum, wie ein Pusterer Hausknecht seine Karrengäule. Da unser Beda für den Splitter in des Nächsten Auge

immer einen scharfen Blick hatte, so enthalten die Cartons sehr viele Wahrheiten. Abschnitte wie „Freimaurer, Aerzte, Literaten,“ namentlich aber jene, welche die Gebrechen seiner eigenen Kirche, z. B. „die erste Kommunion, stilles Herzensgebet, Kirchengesang“ besprechen, sind höchst bemerkenswerth. Der Styl sucht noch mehr als früher dem vollen Tone unseres Hörres nahe zu kommen; er flutet und wogt ohne Unterlaß in rythmischen Wellen dahin, immer hyperbolisch und immer bombastisch. Der Verfasser schwelgt unerfättlich in Bildern und Gleichnissen. Er kann sich von keiner Idee trennen, ohne sie zwei, drei und vier Male, wenn auch immer „dichtgeblümt und bildervoll,“ wiederholt zu haben. Bei allem Sinnenreiz schleicht so doch öfter das Gefühl der Länge oder gar der Langeweile heran und Leute, die ihre Zeit etwas sparen müssen, kommen wohl von selbst auf die Frage, ob diese Wahrheiten nicht auch kürzer und kurzweiliger zu haben wären.

Ebenso geistreich als boshaft ist die „Novelle von einer zärtlichen Mutter.“ Dieser, einer glaubenseifrigen Protestantin, hat ihr eben verstorbener katholischer Ehemann zwei katholische Kinder hinterlassen, die sie alsbald lutherisch machen will. Der Missionsverein gewinnt die Mutter durch reichliche Spenden, die ihr ein lustiges Leben erlauben, während die Bekehrungsversuche immer gewaltthätiger werden. Die interessante Tochter stirbt unter der Kur, ihr Bruder wird zwar protestantisch, aber demgemäß auch ein Lump und kehrt erst in späteren Jahren an der Hand eines Jesuiten in den Schoß der Kirche

zurück. Zwei protestantische Pfarrer, die mit ihren wohl wirklichen Namen genannt werden, spielen mit ihren Gattinnen eine höchst bedenkliche Rolle. Man könnte der Geschichte ein hübsches Paroli bieten, wenn man sie ebenso geistreich und ebenso boshaft umschriebe, in unser gesegnetes Niederbaiern verlegte, die Wittve „eine honigfladen-süße, sich nach der innigsten Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam sehnende“ Katholikin, die Kinder protestantisch sein ließe und jener zwei katholische Landpfarrer mit ihren tugendhaften Köchinnen an die Seite gäbe.

Die besten Worte und die schönsten Phrasen, die er hatte, verschwendet aber der frühere Todfeind der Kongregation an die Väter Jesu. Als ihrer drei 1852 auf Mission nach Frankfurt gekommen waren, fielen ihm die Schuppen völlig von den Augen; er wunderte sich, daß sie „Leute ohne Pferdefuß,“ dabei manierlich, lebensfroh, Feinde alles finstern Wesens, duldsam im Umgang mit Andersdenkenden, kurz die liebenswürdigsten Söhne der Menschheit seien. Wie König David vor der Bundeslade, so tanzt der Stadtpfarrer vor diesem Kleeblatt auf achtzehn Seiten mit panegyrischem Harfenspiele hin und her. „Die Mission fiel als ein nachhaltiger Gottesseggen in die Gemeinde“ — möge er immer bei ihr bleiben!

„Die katholische Verdummung in Beispielen,“ mit großem Nachdruck und Feuer geschrieben, gibt ein glänzendes Bild der Segnungen, welche die katholische Kirche in Kunst, Poesie und Wissenschaft ausgestreut, und erweckt die besten Hoffnungen, daß sie am Ende neben den Mar-

pinger Wundern auch alles Andre bringen werde, was unsre franke Zeit bedarf. Der Artikel ist namentlich sehr tröstlich für uns verzagte Altbaiern, die wir vor der Hand nach ihrer dreizehnhundertjährigen Wirksamkeit nichts sehen als den rohesten Bauernstand Europas, Volksvertreter, über die ganz Deutschland lacht, und als Bildungspegel die Deggendorfer Wallfahrt, die zwar nur auf blutrünstiger Lüge beruht, aber doch von den ehrwürdigsten Kirchenhirten mitgefeiert wird. Auf die Unsitten und Laster der Zeit fällt wieder mancher wohlverdiente Hieb. Nebenbei sieht man aber mit Schmerzen, daß der ehemalige liberale Himmelsstürmer und Tyrannenhasser jetzt der Freiheit feindseliger geworden, als die Haller, Geng, die Zarcke und ihr ganzer Troß. In den Charakterbildern war er der Meinung, daß die Italiener auf eine soziale Umwälzung lossteueren, in den Cartons versichert er, daß das „grundehrliche italienische Volk“ an so etwas nie denken werde. —

Aus Bedas letzten Jahren wird viel löbliches erzählt. Es war wohl gut, daß er sein Kloster und sein Land verlassen hatte. Er konnte früher vielleicht meinen, daß gegen „die ungeschlachte Rohheit und die scheinheilige Heuchelei der Priester,“ „die Wichtigkeit des Adels“ und „die Stupidität des Volkes“ jede Gegenwehr, sei es Intrigue, Heuchelei, Lüge oder Verleumdung, erlaubt sei — später als er andre Lüfte athmete, als er Ritter des Franz-Josefs-Ordens und Mitglied der Akademien zu München und Wien, Stadtpfarrer zu Frankfurt und Domherr zu Limburg geworden und damit über die mittleren

Sterblichen weit hinausgehoben war, da mag er wohl einen Tag von Damaskus erlebt und sich vorgenommen haben, ein ehrlicher Mensch zu werden.

Nebenbei war sicherlich auch eine dogmatische Reinigung vor sich gegangen.

Der liebe Gott hatte dem Stadtpfarrer von Frankfurt zu seinem Amte auch den richtigen Verstand gegeben. Durch höhere Fügung waren alle seine vormärzlichen Häresien wie irdische Schlacken von ihm abgefallen. Er hatte sich mit seinem Glauben jetzt endgiltig „arrangirt“ und seine kezerischen Schiffe alle verbrannt. „Die Pfaffenstupidität,“ „die abgenühten Formen uralter Kirchlichkeit,“ „den Papst und seine Pfaffen,“ die Kongregation, die Jesuiten, alles, was ihn früher angewidert hatte, das umfieng „der ächteste Sohn der Tiroler Berge“ jetzt mit der heiligsten Liebe und Andacht. Nur der Haß gegen die Lutherischen war geblieben; ihnen konnte er nie verzeihen, daß sie Schiller und Goethe auf den deutschen Helikon gesetzt und die erste Rolle nicht für den liebes-trunkenen Anacreon von Vienz offen gehalten hatten.

Diese Bemerkungen beruhen freilich nur auf seinen Schriften; ich habe den später so achtbaren Mann nach 1848 eben so wenig im Auge behalten, als nach 1844. Da ich ihn einmal als Stadtpfarrer in Frankfurt versorgt sah, so habe ich ihm im Stillen Glück gewünscht, aber nie mehr nach ihm gefragt. Es kann leicht sein, daß er allmählich ein wahrer Beda Venerabilis geworden und am 28. Februar 1858 zu Frankfurt am Main im Geruch der Heiligkeit verstorben ist.

---